

Geleitwort: Solidarisch aus der Krise kommen – Impulse aus dem Denken von Oswald von Nell-Breuning

Reinhard Kardinal Marx, Erzbischof von München und Freising

Die Schriften eines Autors kann man von seiner Person nicht ganz trennen. Deshalb möchte ich, bevor ich mich den „Impulsen aus dem Denken“ Pater von Nell-Breunings zuwende, auch etwas zu seiner Person sagen – als ein Zeitzeuge. Denn als junger Priester habe ich Pater von Nell-Breuning noch kennengelernt. Es war für mich eine bewegende Begegnung, als ich 1982 für die Kommende Dortmund eine Tagung über Arbeitslosigkeit organisieren sollte. In diesem Jahr war in Westdeutschland die Arbeitslosigkeit auf eine Million angestiegen, was damals ein furchtbarer Skandal war. So kam in der Kommende die Idee auf, die Krise unter anderem in einem großen Forum mit Pater von Nell-Breuning zu behandeln. Ich war richtig aufgeregt, als ich ihn angerufen habe. Ich dachte: „Kann man so ein ‚Denkmal‘ anrufen?“ Oswald von Nell-Breuning, das war für uns ja schon ein sehr alter Herr. Aber es war einfach: Er ging sofort ans Telefon, war geistig ganz präsent und ist dann auch nach Dortmund gekommen. Ich erzähle das auch deswegen, weil es mit einer biographischen Notiz zusammenhängt: Der erste, der mir den Namen Nell-Breuning genannt hatte, war mein Vater, der ein Gewerkschafter und Betriebsrat war. Er hatte mir schon als junger Mensch gesagt und dann erst recht als Student, als ich ins Priesterseminar ging (was er zunächst nicht so großartig fand): „Der Einzige, der uns in der Kirche versteht, das ist der Pater von Nell-Breuning.“ Und so konnte ich bei dem Forum in der Kommende eine Begegnung der beiden arrangieren. Zu der Abendveranstaltung war nämlich mein Vater mit meinem Bruder aus Geseke nach Dortmund gekommen, um Pater von Nell-Breuning zum ersten Mal live zu hören. Dann habe ich die beiden zusammengeführt und habe gesagt: „Pater von Nell-Breuning, das ist mein Vater, der hat mir zum ersten Mal ihren Namen genannt.“ Das hat mich bewegt. Wenige Monate später ist mein Vater verstorben.

Und die andere Begegnung war morgens beim Frühstück in der Kommende: Zuvor hatte ich die Hl. Messe mit den Schwestern zelebriert, und Nell-Breuning zelebrierte gleich im Anschluss daran. Dabei hatte ich bei ihm ministriert, was er eigentlich nicht gewollt hatte. Beim Frühstück hat

Reinhard Kardinal Marx

er mir dann erzählt, wie er zu seinem Lebensthema gekommen ist: In der Zeit des deutschen Gewerkschaftsstreits hatte er mitbekommen, wie ein Arbeiter abgelehnt hatte, dass ihm ein Priester, der auf der anderen Seite stand, also die Christlichen Gewerkschaften ablehnte, die „Letzte Ölung“ brachte. In dem Gespräch sagte mir Nell-Breuning: „Das hat mich im Nachdenken so tief bewegt, dass ich der Meinung war, dieser Graben muss überwunden werden.“ Das war also der Ausgangspunkt für einen Menschen, der selbst aus vermögenden, reichen Verhältnissen stammte, aber Sinn hatte für das, was in einem bestimmten Augenblick gefragt war, der sich von menschlichen Schicksalen betreffen ließ. Das hat ihn geprägt, was mich sehr beeindruckt hat.

Geschichten wie diese sind nicht unser Thema, aber sie sind nicht unwichtig. Ich erzähle sie, um deutlich zu machen, dass ich von Oswald von Nell-Breuning neben den Schriften, die mir immer viel gegeben haben, auch die Person in Erinnerung behalten möchte. Sicher, die Jesuiten sind sehr stark auf ihre Sache hin orientiert und halten die Person eher im Hintergrund. Aber bei Nell-Breuning ging das meiner Ansicht nach nicht. Er war innerlich leidenschaftlicher, als er nach außen durch sein Auftreten und seinen Stil kundtat.

Von unten auf das Ganze schauen

Wenn wir heute auf Oswald von Nell-Breuning schauen, sollten wir fragen: Ist da etwas zu finden, was uns noch orientieren kann in der Art und Weise, wie wir heute Sozialethik betreiben, wie die Kirche über gesellschaftliche Fragen reflektiert und wie sie dazu Stellung bezieht? Für mich ist ein erster entscheidender Punkt: Die Katholische Soziallehre, wie Nell-Breuning sie vertreten hat, war weder konservativ noch progressiv, sondern sie war an den Menschen orientiert. Ich bin der Meinung, dass mit vielen großen Worten wie Kapitalismus, Sozialismus, aber auch mit dem Wort Solidarismus die Gefahr einer gewissen Verführung verbunden ist und dass sie letztlich hinterfragt und durchbrochen werden müssen – von den Themen her, von dem her, was jetzt dran ist, von den Lösungen her, von den Zielrichtungen her. Ich habe immer den Eindruck gehabt, dass Nell-Breuning so denkt. Natürlich stimmt es, dass sein Denken vom Solidarismus geprägt ist. Aber ich denke, es ging ihm nicht um ein gleichermaßen fertiges solidaristisches Denksystem. Stattdessen habe ich bei ihm immer eine Sichtweise wahrgenommen, die wir dann in den 1990er Jahren, bei der Arbeit am Gemeinsamen Sozialwort der Kirchen, so formuliert haben: „Von unten her auf das Ganze schauen!“

Der Blick auf das Ganze ist wichtig, weshalb der Solidarismus zu Recht betont: „Wir gehören zusammen!“ Aber entscheidend ist: Von wo blicke ich auf das Ganze? Von unten her, von denen her, die am meisten betroffen sind und vor allem die Folgen von Entwicklungen und Entscheidungen tragen müssen! Wir können es auch wie Papst Franziskus sagen: von den Peripherien her! Das war bei Nell-Breuning zu spüren, und es zeigt sich auch in seiner Berufungsgeschichte, die er mir beim Frühstück berichtete und die ich eben kurz erzählt habe.

Weil es ihm um die ging, die besonders schwere Lasten zu tragen haben, war für ihn das genaue Hinschauen auf „die Sache“ wichtig: zu fragen, was passiert gerade, was geschieht und wer trägt welche Folgen. Wenn ich, das war so zwei oder drei Mal der Fall, Pater von Nell-Breuning besuchte und nach einem Vortrag in der Kommende noch einmal mit ihm sprechen wollte, dann lagen auf seinem Schreibtisch immer drei, vier rote UTB-Bücher, z. B. über Unternehmensverfassung oder Rentenpolitik. Das hat mich beeindruckt. Er konnte sich in die Details vertiefen, Statistiken auswerten, Aussagen genau überprüfen. Genaues Denken, genaues Nachrechnen, das war seine Sache. Erst danach sprach er über das, was möglich ist und was man tun kann.

Beyond Capitalism

Wenden wir uns den gegenwärtigen Herausforderungen der Krise zu. „Krise“ – das ist natürlich auch ein Modebegriff. Ich nehme „Krise“ hier einfach als ein Wort, das deutlich macht: Wir stehen in Umbrüchen, wir stehen am Ende einer Entwicklung, wir brauchen Neuanfänge, wir brauchen neues Denken, eine neue Fortschrittsidee, ein neues Verständnis von Wohlstand. Die Krise hat sich ja nicht erst durch die Corona-Pandemie ergeben. Diese bringt eigentlich nur eine Beschleunigung oder eine Verschärfung der Probleme, die es vorher schon gab.

Wir haben schon seit Jahrzehnten eine Diskussion über die Zukunft unseres westlichen Wohlstandmodells. Alles überragend ist heute die Klimakrise; aber wir hatten auch die globale Finanzkrise, den Zusammenbruch der New Economy oder den Umbruch von 1989. Dass die Klimakrise heute im Mittelpunkt steht, ist nicht unberechtigt. Ich hoffe sehr, dass wir es noch schaffen, den Temperaturanstieg auf 1,5 Grad zu begrenzen, und dass wir die dafür notwendigen Wege auch wirklich beschreiten. Aber auch die Klimakrise ist vor allem Ausdruck eines umfassenderen Problems: Wir müssen klären, was überhaupt eine Wirtschaft ist, die dem Menschen dient – und zwar nicht nur uns, sondern auch langfristig und nachhaltig

allen Menschen. Genau darum geht es Papst Franziskus in *Laudato si'* und zuletzt auch in *Fratelli tutti*. Natürlich ist das nur eine sehr allgemeine Angabe der Richtung, in die es gehen muss. Diese bedarf der Konkretisierung. So steht die Sozialethik vor der Aufgabe, genau hinzuschauen, wie Nell-Breuning es damals getan hat: Was geschieht gerade? Wem nützt es mehr als anderen? Wo entstehen Ungleichheiten? Wo entstehen Gefährdungen? Welche langfristigen Folgen hat welches Handeln? Wer ist dafür verantwortlich?

Diese Fragen müssen auch grundsätzlich gestellt werden. Für mich geht es da auch um Anfragen an jene Vorstellungen von Wirtschaft und Wohlstand, die auf die westliche Zivilisation zurückgehen. Natürlich hat diese Art zu wirtschaften zu großen Erfolgen geführt. Wir können gegenwärtig hierzulande leben – das wissen wir alle –, wie keine andere Generation vor uns jemals leben konnte. Aber jetzt kommen die Folgekosten auf die Rechnung und so stellt sich die Frage: Wer bezahlt diese Kosten, wer übernimmt die Rechnung?

„Den Kapitalismus umbiegen“, so hat Friedhelm Hengsbach den letzten Sammelband mit Schriften Oswald von Nell-Breunings überschrieben, den ich vor ein paar Tagen noch einmal in die Hand genommen habe. Das hat mir damals, als das Buch herauskam, gefallen: „Den Kapitalismus umbiegen“. Seit einigen Jahren denke ich aber: Wir müssen über den Kapitalismus hinausdenken.

Wir müssen uns wie Nell-Breuning fragen, wie eine Wirtschaft wirklich förderlich sein kann für den Menschen, für alle Menschen. Die Wirtschaftswissenschaften stoßen da an Grenzen. Sie arbeiten vor allem mit einem methodischen Individualismus, insbesondere mit der Annahme eines *Homo Oeconomicus*. Seit Jahrzehnten sagen mir Ökonomen: „Das ist nur ein heuristisches Modell. Das ist nicht unser Menschenbild.“ Das nehme ich ihnen auch ab. Dennoch prägt der *Homo Oeconomicus* das Denken und das Handeln. Er prägt die Vorstellungen davon, wie Menschen miteinander umgehen. Er prägt die Diskussionen bis in die Politik hinein, sodass dann nur noch nach individuellen Interessen und Nutzenkalkülen gefragt wird und das Denken in Gemeinschaften, in Beziehungen und geteilten Verantwortlichkeiten an die zweite Stelle rückt.

In dieser Hinsicht war für mich 2003 der Leipziger Parteitag der CDU ein Aha-Erlebnis. Ich bin parteipolitisch ungebunden, aber ich dachte: Das kann doch nicht wahr sein, dass man jetzt auf einmal in dieser Partei, die auch von der großen Tradition der Soziallehre mitgeprägt wurde, soziale Sicherungen individualisieren will. Natürlich gehört es zur Verantwortung jedes Einzelnen, für sein eigenes Leben zu sorgen, aber es gibt dieses eigene Leben nicht ohne die anderen. Darauf verweist der

Begriff der Solidarität. Das heißt: Solidarität bedeutet eben nicht nur Solidarität mit meiner Gruppe, meiner Familie; dann wäre sie lediglich eine selbstverständliche, emotional gegebene Einstellung. Vielmehr steht Solidarität dafür, dass wir alle – weit über familiäre oder freundschaftliche Verbundenheiten hinaus – zusammengehören und dass wir füreinander einstehen, dass wir ein Gemeinwesen sind und dass das, was Menschen tun, immer Folgen hat für andere Menschen und für deren Lebenschancen.

Von diesem Verständnis von Solidarität her war Nell-Breuning skeptisch, wenn Märkte absolut gesetzt wurden. Natürlich war er kein Anhänger der Zentralverwaltungswirtschaft. Aber er wandte sich dagegen, dass Märkte an sich *die* Lösung darstellen. Für ihn waren sie immer nur ein Teil der Lösung, Instrumente neben anderen Instrumenten. Tatsächlich sind Märkte Werkzeuge zur Verteilung von Waren und Dienstleistungen. Zur Erfüllung dieser Aufgabe können sie unglaublich hilfreich sein. Aber sie geben keine Ziele vor. Sie bringen nicht von sich aus Ergebnisse hervor, die allen nützen. Deswegen war Nell-Breuning auch skeptisch gegenüber einem Verständnis von Sozialer Marktwirtschaft, das viele Ökonomen seiner Zeit vertraten.

Die Erfolge des Kapitalismus sollten wir nicht leugnen – vor allem nicht die der Sozialen Marktwirtschaft, was nicht dasselbe ist, denn sie versucht ja bereits den Kapitalismus „umzubiegen“. Aber jetzt kommen die Rechnungen auf den Tisch: Die Ungleichheiten *in* der Gesellschaft und auf globaler Ebene *zwischen* den Gesellschaften werden immer größer. Natürlich ist in den letzten Jahrzehnten die extreme Armut weltweit zurückgegangen. Aber Ungleichheiten sind noch etwas Anderes. Sie können die Teilhabe, die Chance, mitwirken zu können, sehr beeinträchtigen. Zugleich erleben wir eine Renaissance der Nationalismen. Der alte Traum, dass eine kapitalistische Weltwirtschaft die Menschen zusammenführt, weil es im Interesse aller ist, miteinander Handel zu treiben, scheint nicht mehr zu tragen. Ich meine, dass hier die Unzulänglichkeit der alten Narrative – Sozialismus, Kapitalismus – besonders deutlich wird. Wir müssen darüber hinaus denken: *beyond capitalism*. Es geht um den Mut, zu sehen, was auf Dauer eben nicht zu dem Ziel führen kann, eine Wirtschaft für alle in Gang zu bringen.

Als 2018 der 200. Geburtstag von Karl Marx gefeiert wurde, der am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Trier das Abitur gemacht hat, wie später Oswald von Nell-Breuning, Joseph Höffner und auch Professor Hans Günter Hockerts, kam die Diskussion wieder auf, was man von Karl Marx denn heute noch lernen könne. Meine Antwort ist: Natürlich nicht den Kommunismus, aber von seiner Analyse des Kapitalismus können wir ei-

Reinhard Kardinal Marx

niges lernen. Denn er hat zentrale Aspekte und Problemlagen wie die Akkumulation des Kapitals oder den Warencharakter der Arbeit identifiziert und wichtige Fragen gestellt. Natürlich sollten wir nicht seine Antworten übernehmen, aber die Fragen, die er aufgeworfen hat, müssen wir weiter stellen.

Sicher müssen wir als Christen auch sagen: Eine Wirtschaft, die wirklich für alle Menschen da ist, das erreichen wir nicht. Ein Paradies auf Erden können wir nicht errichten. Aber wir dürfen, wenn wir auf die Wirtschaft schauen und nach ihrer notwendigen Veränderung fragen, niemanden ausschließen; dann können wir auch einige Schritte in die richtige Richtung gehen.

Das gilt auch für unsere Sicht auf die Krisen – auf die Finanz-, die Klima- und die Coronakrise. Wir müssen diese Krisen als Katalysatoren begreifen: Sie beschleunigen problematische Prozesse, die aber schon von Anfang an in unserem Wirtschafts- und Gesellschaftssystem angelegt sind. Auch bei der Analyse dieser Krisen ist die Methode Nell-Breunings – „von unten her auf das Ganze zu schauen“ – absolut notwendig. Nur aus dieser Perspektive finden wir die Wege, die aus moralischer Perspektive geboten sind. Wege, die auch deshalb zu wählen sind, weil wir sonst nicht zu einer nachhaltigen und stabilen Gesellschaft kommen: nicht zu einer Gesellschaft, die ein verlässliches Fundament hat, weil alle in einem Boot sind. Für Nell-Breuning war „Wir sitzen alle in einem Boot“ ein wichtiges Bild für Solidarität. Alle gehören ins Boot und wenn jemand herausfällt, dann wird alles getan, um ihn wieder an Bord zu holen. Deshalb müssen wir die verstärkten Ungleichheiten in den Blick nehmen, die ökonomischen, sozialen und politischen Probleme, die der beschleunigte Kapitalismus verursacht.

Arbeit und Kapital

Ein großes Thema ist uns geblieben, von dem wir in den 1980er Jahren, als ich in der Kommende anfang, dachten, es sei von der Tagesordnung verschwunden: Arbeit und Kapital. Das ist ein Thema, das wirklich auf zwei Ebenen behandelt werden muss: auf der grundsätzlichen Ebene und auf der konkreten Ebene, die jene Details betrifft, die politisch gerade debattiert werden. Es ist uns allen klar, dass der Faktor Arbeit in den letzten Jahrzehnten viel verloren hat. Der Normalarbeitsvertrag war für die Katholische Soziallehre – und wohl nicht nur für sie – ein Fundament der Freiheit. Normalarbeitsvertrag, das heißt, dass ein Mensch von der Arbeit, die er leistet, leben kann, und dass er sich mit anderen solidarisch verbind-

det, um das Risiko der Altersversorgung und andere Risiken abzudecken. Der Normalarbeitsvertrag gehört zu den Grundlagen der Demokratie. Diese Grundlagen werden in Frage gestellt, wenn die Arbeit prekär wird, wie wir es in den letzten Jahrzehnten erlebt haben – oder auch, wenn groß geredet wird von einem „Bedingungslosen Grundeinkommen“ und von besonderen Chancen für die Unterhaltungsindustrie, wenn die Empfänger des Grundeinkommens nicht mehr arbeiten müssen und deshalb viel Zeit haben. Eine solche Zukunftsperspektive kann nicht das sein, was wir von unserer Sozialethik her zu sagen haben, nicht das, was Nell-Breuning heute zu sagen hätte. „Der Mensch und seine Arbeit“, das war seine Perspektive. Deshalb war *Laborem exercens* die erste Sozialzyklika von Johannes Paul II., für ihn ein wichtiger Impuls – wie er zugleich auch besonders stolz darauf war, dass Kardinal Wojtyła, bevor er Papst wurde, ihn unbedingt kennenlernen wollte.

Das Thema „Arbeit und Kapital“ ist nicht erledigt. Die meisten arbeitenden Menschen können kaum sparen, können kein Vermögen aufbauen. Aber das gehört für eine freiheitliche Gesellschaft zu den zentralen Punkten: dass jemand durch seine Arbeit auch Schritt für Schritt ein Vermögen für sich und seine Familie aufbauen kann. Zudem: Wer spart, muss heute sein Geld in Fonds anlegen, die international tätig sind. Er muss sich also dem beschleunigten Kapitalismus anschließen und hat zumeist keinen Überblick mehr darüber, was mit seinem Geld passiert. Aber diese und viele andere Fragen sind in und nach der Finanzkrise nicht aufgearbeitet worden. Ich bin daher davon überzeugt, dass wir das Verhältnis von Arbeit und Kapital neu bedenken müssen.

Ein in diesem Zusammenhang wichtiger Punkt ist auch, wie man diejenigen, die größere Vermögen haben, durch geeignete Steuern mit in die Pflicht nehmen kann. Wie kann es gelingen, die Kapitalgeber, die sich ihren sozialen Verpflichtungen entziehen, auch rechtlich wieder „mit ins Boot“ zu holen? Das ist eine riesige Herausforderung – und da kann ich ein Institut wie das Nell-Breuning-Institut nur bitten, wie der Namensgeber hart an der Sache zu arbeiten. Da sind wir auf eine Forschung angewiesen, die aufzeigt, in welcher Richtung Lösungen zu suchen sind.

Für mich ist in diesen Fragen die Soziale Marktwirtschaft ein wichtiges Leitmodell. Sicher ist es auch ein geschichtliches Modell, das sehr viel von einer „Prozessionsfahne“ hatte, hinter der sich viele sammeln konnten. Es ist auch ein Begriff, der immer wieder neu gefüllt werden muss, was er denn in dieser Zeit eigentlich bedeuten könnte. Aber in meinen Augen steht der Begriff „Soziale Marktwirtschaft“ für „den Kapitalismus umbiegen“; er steht dafür, eine Gesellschaftsordnung so zu bauen, dass Märkte ihre Produktivität wirklich entfalten können – aber nicht gegen die

Reinhard Kardinal Marx

Menschen und nicht gegen einzelne Gruppen, sondern dem Gemeinwohl dienend. Der Slogan der Sozialen Marktwirtschaft könnte heute „Chancen für alle“ lauten. Ludwig Erhard hat ja das Buch „Wohlstand für alle“ geschrieben. Das Wort „Wohlstand“ klingt bei uns schon ein bisschen merkwürdig, aber um „Chancen für alle“ geht es schon. Und für viele gibt es keine Chancen! Die Soziologen zeigen auf, dass die Spaltungen in der Gesellschaft eher zunehmen, dass wir hinter den sozialliberalen Träumen der 1970er Jahre, hinter den Träumen der großen Bildungsinitiative, weit zurückgeblieben sind. Natürlich sind wir heute auf einem anderen Niveau, das ist ja jetzt nicht der Punkt. Aber es geht um die soziale Ungleichheit in der Gesellschaft.

Um Fragen wie diese zu behandeln, braucht die Sozialethik den Rahmen der Institutionenethik. Weltweit bei den Sozialethikern, manchmal sogar beim Heiligen Vater, gibt es die Gefährdung, dass moralisch aufgerüstet wird, dass soziales Aussagen reduziert werden auf moralische Appelle: „Seid besser! Achtet aufeinander!“ Und wer von uns wollte bezweifeln, dass es richtig ist, dass jeder bei sich selbst anfängt. Aber das reicht nicht. Deshalb ist die Sozialethik zuerst Institutionenethik. Das war auch für Nell-Breuning klar, weshalb er immer wieder zu Gesetzesinitiativen gearbeitet hat, die gerade aktuell diskutiert wurden. Ihm ging es um die Rahmenbedingungen: Wie können Institutionen so organisiert werden, dass sie wirklich ihrem Ziel dienen und so das Gemeinwohl fördern?

Die eine Menschheitsfamilie

Die Orientierung an der einen Menschheitsfamilie, wie sie Papst Franziskus auch in *Fratelli tutti* hervorhebt, ist unabdingbar. Wir müssen diesen Schritt wagen, unser Handeln auf das Wohl *aller* heute lebender Menschen und auf das der kommenden Generationen hin auszurichten. Auch im letzten Jahr hatte ich den Eindruck, dass das Hauptaugenmerk der Politik darauf ausgerichtet war, wirtschaftlich möglichst schnell wieder dort zu sein, wo wir vor der Pandemie waren. Es ging also nicht darum, einmal neu nachzudenken, was ist jetzt eigentlich dran, sondern das Ziel war, möglichst schnell wieder in die alten Bahnen zurückzufinden. Gegen diesen Trend müssen wir von der Sozialethik her oder müssen die Sozialethiker hier am Nell-Breuning-Institut die Frage in den Mittelpunkt rücken: „Wo wollen wir denn eigentlich hin?“

Die Klimakrise ist Ausdruck des Problems, dass wir nicht nachhaltig denken, dass die Profitinteressen letztlich das Entscheidende sind, dass

uns insgesamt der wirtschaftliche Erfolg wichtiger war und andere Folgen unseres Wirtschaftens nicht bedacht wurden. In dieser Krise gibt es, glaube ich, keine andere Perspektive, als in den Kategorien des Weltgemeinwohls zu denken und eine globale Solidarität in den Blick zu nehmen. Hier voranzukommen ist mühsam, das ist seit Jahrzehnten bekannt. Aber die notwendigen Schritte sind nun vielleicht durch die Klimabewegung deutlicher geworden. So ist für viele, selbst für manche, die sich nie damit beschäftigt haben, klargeworden, dass wir, wie der Papst sagt, in einem „gemeinsamen Haus“ leben.

Die Kirche hat hier einen Auftrag, dem wir leider viel zu wenig entsprechen. Sie hat, zusammen mit anderen Akteuren, die Chance, das Bewusstsein für diese Herausforderung zu wecken. Das zeigt die Enzyklika *Laudato si'*. Ich beziehe mich da auf den Impuls der Enzyklika: „Denkt doch bitte mal nach. Ihr lebt alle zusammen hier auf diesem Planeten!“ Das ist ein starker Impuls, der aber auch zu politischem Handeln führen muss. Es geht darum, dass wir davon wegkommen, dass wir unsere Gesellschaft abgrenzen von den Menschen anderer Gesellschaften in Europa und auf anderen Kontinenten. Wir müssen wegkommen davon, dass wir die Geschichte kommender Generationen ausblenden, weg von einem Handeln nach dem Motto: „Wenn wir durchkommen, wenn uns das hier und heute gelingt, dann reicht das schon aus!“ Offenbar bedarf es dazu am Ende, da komme ich zum Anfang zurück, einer neuen Fortschrittsidee.

Ich schließe, indem ich noch einmal an die Perspektive Pater von Nell-Breunings erinnere. Er hat uns einen Weg gewiesen, wie wir aus der Krise herauskommen können: indem wir von unten her, von denen her, die die Lasten, die Folgen der Krise, die Kosten zu tragen haben, auf das Ganze schauen. Von unten her und nicht von oben! Das ist, glaube ich, eine Grundidee, die man von ihm mitnehmen kann.

Der Text basiert auf dem Vortrag von Kardinal Reinhard Marx am 29. September 2021 in der Aula der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen; der Charakter des mündlichen Vortrags wurde beibehalten.

